



KLAUS DEMMER · MÜNSTER

TREUE ZUR EMPFANGENEN BERUFUNG

Eine Lebensaufgabe im Dienst der Kirche

Leben ist ständiges Experiment, so ließe sich der herrschende Zeitgeist auf eine prägnante Formel bringen. Was sich experimentell nicht ausweisen kann, besitzt weder Geltungs- noch Gestaltungskraft. Das Verlangen nach einem authentischen Leben steht bei dieser Leitvorstellung Pate. Klassische Denkmodelle, so der erste Anschein, geraten unter Rechtfertigungsdruck, und dies aus Gründen, die zusammengenommen, eine brisante Gemengelage erzeugen.

Da ist zum einen der unaufhaltsam scheinende Siegeszug naturwissenschaftlicher und politisch-ökonomischer Denkkategorien. Der Zeitgenosse manövriert sich in eine Haltung des hilflosen Beobachters von Vorgängen hinein, deren Ablauf sich nur in der Haltung eines kurzatmigen Interventionismus beeinflussen, aber nicht langfristig steuern läßt. Und die einschlägigen Kriterien entstammen wiederum der Welt des Experimentellen. Aber auch ein gerütteltes Maß an Mißtrauen in Autoritäten und die von ihnen verwandten Denkklichees ist mit im Spiel. Der einzelne fühlt sich allein gelassen, sobald es hart auf hart geht, wenn Beanspruchungen auf ihn eindringen, die ihn bis an den Rand seiner Kräfte fordern. Skepsis breitet sich darum aus, eine Haltung permanenter Selbstverteidigung. Man möchte auf keinen Fall bevormundet werden. Das eigene Geschick soll in den eigenen Händen liegen.

Die Kirche und ihr Verständnis von Berufung in lebenslanger Bindung nimmt da keine Ausnahmestellung ein. Dass sie unbeschadet hoher Ansprüche vor Scheitern nicht bewahrt, wird jedem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen. So scheint sie wie ein erratischer Block in der Landschaft des Geistes zu sein. Das sollte nicht hindern, in ihre Geisteswelt einzudringen. Sind die ersten Eindrücke, die sich dem Außenstehenden einprägen, immer die richtigen?¹

KLAUS DEMMER, geb. 1931 in Münster, Professor für Moraltheologie: 1966-1970 an der Theol. Fakultät Paderborn; 1970-2003 an der Päpstlichen Universität Gregoriana, Rom. Seit 2003 emeritiert.

1. *Mit dem Rücken zur Wand*

Der Verweis auf die plural strukturierte Gesellschaft ist mittlerweile ein moraltheologischer Gemeinplatz. An den einzelnen Zeitgenossen werden unterschiedliche, einander oftmals überkreuzende Erwartungen herangetragen. Das erschwert klare Identitätsfindung. Leicht stellt sich geistige Schizophrenie ein, Heimatlosigkeit wird zur Signatur. Dieser Zustand spiegelt sich nicht zuletzt in den herrschenden Denkkategorien wider. Ein Hauch von Nomadentum ist ihnen eigen, sie folgen der Tendenz, rundum anschlussfähig zu sein. So ist man schnell bereit, auf allen Schultern zu tragen.²

Nun kommen auch plurale Gesellschaften nicht ohne Konsens aus. Nur ist dieser nicht natürlich herangewachsen, sondern künstlich erwirkt. Er ist durch Verständigungsarbeit und Verhandlungsgeschick herbeigeführt, wenn nicht gar herbeigeredet. Er ist ausgedünnt, und darum stützt er nicht, sobald es gilt, hohen Einsatz zu leisten, vielleicht um den Preis des eigenen Lebens oder hochrangiger Lebensgüter. Die wachsende Anonymisierung der Gesellschaft tut ein Übriges hinzu. Die prätendierte aktive Toleranz der gegenwärtigen Demokratien besitzt in gleichlaufender Indifferenz ihre Kehrseite. Von einer öffentlichen Solidarität kann nur in Ansätzen die Rede sein. An Lebensentscheidungen besteht nur vermindertes Interesse, sie werden in Gelingen und Scheitern der Privatsphäre übertragen. Das kann belastend sein, zumal wenn Verständnislosigkeit für selbstlosen Einsatz hinzukommt. Hingegen zeigt man bereitwillig Mitgefühl und Einvernehmen, wenn Lebensbindungen zerbrechen. Vielleicht verbirgt sich dahinter ein uneingestandener Protest gegen Weisen des gesellschaftlichen Drucks, die bei Fassaden der christlichen Botschaft stehengeblieben sind, den unverwechselbaren Kern in seiner Verklammerung von Zumutung und Verheißung aber verfehlten.³

Das Vordringen soziologischer Kategorien begünstigt zudem einen unspezifischen Religionsbegriff, der hinter der Exzellenz des Christentums um Längen zurückbleibt. Das macht es schwer, für die Lebensform der Berufung um Verständnis zu werben. Der unverzichtbare Verweis auf den religiösen Hintergrund stößt auf taube Ohren und die allgemeine Säkularisierung des vorherrschenden Denkklimas verstärkt diese Wirkung noch. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass es ungeheuchelte Hochachtung für säkulare Spielarten der Berufung gibt, für Menschen, die sich bis an den Rand ihrer Kräfte beanspruchen und verzehren lassen, sofern die Zielsetzung mit innerweltlichen Kategorien erfassbar ist. Jedermann, der wachen Blicks durch sein Leben geht, wird solche Erfahrung machen, wenn er mit Menschen zusammenkommt, die ihren Beruf zur Berufung gemacht haben und von diesem Umwandlungsprozess in ihrer persönlichen Identität unverwechselbar geprägt sind.⁴

Dennoch bleibt ein Zwiespalt zurück. Am Mehrwert einer Berufung im Namen des Glaubens und im Auftrag der Kirche gehen solche Erlebnisse vorbei. Und dies, weil der Sinn für das Unsichtbare über weite Strecken abhanden gekommen ist. Das kann Selbstachtung auf eine harte Probe stellen, zumal wenn Zweifel an der Lebbarkeit offen geäußert oder im Stillen gedacht werden. Mit Verdächtigungen zu leben ist gleich schwer wie mit Verständnislosigkeit.

2. Dem ewigen Gott entgegen

a. Das denkerische Paradox bestehen

Eine Theologie der Berufung wird unweigerlich vom Geist der Zeit berührt und ihn widerspiegeln. Denn nur so ist sie imstande, den Zeitgenossen zu erreichen. Nun gibt es nichts, was die Gegenwart so sehr umtreibt, ja, geradezu verstört, wie die bohrende Frage nach Gott. Denkerische Hilflosigkeit breitet sich allenthalben aus, sie zieht alle fundamentalen Glaubensartikel in ihren Sog. So wird es nicht ausbleiben, dass eine Theologie der Berufung unter erhöhten Rechtfertigungszwang gerät; sie kann nicht auf leichtes Verständnis setzen. Mut zum Durchstoß auf Letztbegründung ist unverzichtbar; nur er lässt vor eigener wie fremder Skepsis bestehen.⁵

Der Verweis auf Teilnahme an der kirchlichen Sendung stößt ins Leere, die Kirche ist gleichfalls dem gnadenlosen Röntgenblick des Skeptikers ausgesetzt. Man mag sie als Trägerin und Vermittlerin einer großen Tradition, als unüberhörbare Stimme im Konzert der Meinungen anerkennen, all das ändert nichts an der Fragilität ihres Fundaments. Wer sein Leben wagt, will aber den Durchstoß zum Letzten, zu dem, was unsichtbar hinter allem steht. Denn die Welt der Erscheinungen ist ambivalent, sie lässt einen Spielraum unterschiedlicher Interpretationen offen. Ihn besetzt die Theologie der Berufung, sie setzt denkend alles auf diese Karte.

Den Gottesgedanken kennzeichnet der Mut zum Paradox, die Analogie des Seins wird bis zur letzterträglichen Grenze verflüssigt und ausgereizt. Es ist wie mit dem Anrennen gegen eine Mauer, von dem der unruhige Geist nicht ablässt, wohl wissend, dass er über ein entferntes Ahnen nicht hinausgelangt, aller reflexiven Anstrengung zum Trotz. Ewigkeit und Zeitlichkeit werden miteinander verklammert, und das ist ein gedankliches Provisorium von einmaligem Rang. Es kann nur fragmentarisch gelingen, das Unabgeoltene überlagert das Abgeoltene, das Gebrochene das Gelungene. So ist es konsequent, den Berufenen als jenseitigen Menschen zu definieren, eine Haltung der Fremdheit, des Aufbruchs und Abbruchs und des Muts zum Problematischen ist sein Markenzeichen. Sehnsucht und Heimweh nach dem Ewigen beherrschen seine Gedankenwelt.⁶

Im Leben jedes Menschen ist der Tod der große Unbekannte, er breitet einen Schleier des Nichtwissens über seine geistigen Augen. Alles Denken, Wünschen und Erwarten entwirft sich, mehr oder weniger gefasst und gesammelt, in dieses Dunkel hinein. In der Lebensentscheidung ist das Ende bereits gegenwärtig und wird mit Bangen oder Zuversicht vorweggenommen. Wer das Wort vom Glücken des Lebens in den Mund nimmt, darf diese Grenze nicht aussparen. Es ist ein Glücken auf Abruf. Wer sein Leben als Berufung versteht, öffnet sich dieser Erfahrung in unüberbietbarer Intensität. Er wird sich ihr zeitlebens stellen müssen und das, sofern er geistesgegenwärtig lebt, auch wollen.

Wer in seine Lebensgeschichte eine Berufungsgeschichte einbettet, muss eine starke Persönlichkeit sein. Zwar gilt das für jeden, der in Treue eine Lebensentscheidung durchtragen will. Aber dem, der im Dienst der Kirche steht, weht der Zeitgeist voll ins Gesicht. Darum muss er, schon um seines Überlebens willen, in der Kirche seine geistige Heimat finden. Nicht nur eine theologische Persönlichkeit zu sein ist verlangt, sondern eine kirchliche. Man hat die Sendung der Kirche zur eigenen gemacht, und daran wird man in der Öffentlichkeit zeitlebens gemessen. Darum wollen die Denk- und Lebensschätze der Kirche in die eigene denkerische und sittliche Biographie eingetragen, dabei aber Sache und Gewand unterschieden sein, was im Einzelfall eine mühevoll Aufgabe sein kann. Loyalität ist ohne intellektuelle Redlichkeit nicht zu haben. Bisweilen fehlt es dazu an vertrauensvoller Kommunikation. Aber das ist eine Erscheinung, die sich – unbeschadet gegenteiliger Beteuerung – wie eine lähmende Dunstglocke über das Gesamtspektrum der – angeblich offenen – Gesellschaft legt und Aufbrüche leicht erstickt: System siegt über Person, Ausgleich über Durchbruch. Funken springen nicht über, sondern bleiben systemimmanent stecken.⁷

b. Treue in liebender Geistesgegenwart

Leben aus einer Berufung verlangt Gespanntheit des Geistes. Die Flamme des Anfangs muss lebendig erhalten bleiben. Das vorgegebene Gewand will ausgefüllt sein. Und diese Aufgabe beginnt in der Stille nachdenkenden Betens und betenden Nachdenkens. Es bedarf der Spanne eines ganzen Lebens, um die eine oder andere Glaubenswahrheit ein wenig tiefer zu ergründen, um mit heilsamem Erschrecken gewahr zu werden, welche Ungeheuerlichkeit man vertritt. Dass der Funke auf das eigene Leben wie das des Nächsten überspringt, dafür gibt es unabtreibbare Verantwortung. Es darf nicht dazu kommen, dass beziehungslose Parallelwelten aufgebaut werden. Daran würde auch der Beste auf Dauer zerbrechen. Und gespenstische Unwirklichkeit würde sich ausbreiten. Der Eindruck entstünde, ein Leben aus zweiter Hand werde gelebt.⁸

Wer das Wort Treue in den Mund nimmt, bekennt sich zu einer Lebensaufgabe. Sie verlangt nach einem beständigen Lern- und Läuterungsprozess. Motive des Anfangs sind aufzunehmen und von Schlacken des Unfertigen wie Unreifen zu reinigen. Jedermann trägt Sorge dafür, dass er sich über seinen Anfang hinaus entwickelt. Identität fordert Aufbruch, anders wird sie zerbrechen. Aus dieser Dialektik steht kein Ausweg offen. Darum ist eine Kultur des begleitenden Gewissens eine Selbstverständlichkeit. Wenn die Denkrichtung von Innen nach Außen verläuft, dann muss die Welt der Gedanken auch das rechte Gewand zeugnishaften Lebens finden, im Tun wie im Unterlassen gleicherweise.⁹

Da man eine Berufung für andere hat, sind – im Gefälle denkerischer Proexistenz – die zuhandenen Handlungsmöglichkeiten zu prüfen. Gibt man sich unberechnet aus der Hand? Das ist eine Anfrage an die Fähigkeit, mit unter Umständen einschneidenden Verzichten wie dem der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen umzugehen. Verzichte sind keine Lebensform, sie genügen nicht sich selbst, und auch die reinste Opferhaltung wird sie nicht bewältigen, ohne emotional zu verarmen. Verzichte lassen sich nur leben, wenn sie von hochherziger Liebe getragen und beflügelt sind. Und das muss überkommen, damit auch der leiseste Verdacht von Selbstgenügsamkeit keine Chance hat. Verzichte müssen, anders gesagt, schöpferisch sein, zu einem dichten und gesammelten Leben verhelfen, wobei der Blick vorzugsweise auf dem Nächsten ruht. Das erinnert an die zugrunde liegende theologische Denkkultur: Der Gedanke an Gott ist fragmentarisch und paradoxerweise doch alles. Die gewählte und bestandene Lebensform wird davon nicht unberührt bleiben. Unter dieser Bedingung mag sie – unbeabsichtigt – Vorbildcharakter annehmen. Und auch eine unaufdringliche Aura von Glaubwürdigkeit umgibt den Berufenen, sie sollte auf jedermann anziehend und einladend wirken.

3. Sorge für die Lebbarkeit

Eine frei übernommene Berufung trägt sich nicht von selbst, sie will gehegt und gepflegt sein. Denn unterschiedliche Leiden begleiten ihren Weg durch die Zeit. So gibt es einen Spannungsbogen zwischen Person und Amt, der im Grenzfall die Form eines Widerstreits annehmen kann. Viele Mitmenschen sehen nur die Fassade; biographische Hintergründe blenden sie geflissentlich aus. Hohe Erwartungen an den Amtsträger haben sich aufgebaut, und die sollen sich erfüllen. Starre Rollenbilder beherrschen die Szene, Abweichungen werden für die eigene Person als Bedrohung empfunden. Um der eigenen fragilen Sicherheit willen soll der Amtsträger unbefragte Sicherheit ausstrahlen. Man gesteht ihm nicht zu, ein Mensch mit Grenzen, Gebrechen, ja, mit innerem und äußerem Versagen zu sein. Man

will nicht wahrnehmen, dass auch er von Lebenskrisen, ja, von seelischen Erschütterungen heimgesucht wird, die ihn bis an den Rand seiner Widerstandskraft belasten können. Er wird von der Umwelt geradezu in ein Klischee elitärer Vollkommenheit hineingedrängt. Enttäuschungen wiegen dann umso schmerzlicher.

Lebenskrisen können von unterschiedlicher Art sein. Die einfachste Variante ist die jedermann heimsuchende Wachstumskrise. Sie ist als solche nicht schuldhaft bewirkt; Schuld wäre es, sie nicht anzunehmen und gedanklich zu bearbeiten. Es wäre verhängnisvoll, würde der Amtsträger keine Bekanntschaft mit ihr machen und von Krisen verschont durch sein Leben gehen. Unbedarftheit stünde am Ende. Solche Krisen können allerdings in die sittliche Lebensführung hinein reichen. Dann ist erhöhte Wachsamkeit erfordert: Aufräumarbeit tut Not; Ordnung ist in die Welt der Gedanken und Gefühle zu bringen, der eigene Schuldanteil redlich herauszufiltern, seinen Ursachen wie Gründen nachzuforschen. Was zu ändern liegt in der Hand der eigenen Freiheit? Vielleicht verlangen die äußeren Lebensumstände nach Neuordnung, vielleicht lässt sich auch aus begangenen Fehlern lernen. Schuld kann sich dann unter der Hand in eine «felix culpa» wandeln, sie birgt die Verheißung besserer Lebensmöglichkeiten, sollte ihre Nachgeschichte auch von Ausleiden umschattet bleiben.¹¹

Eine Berufung muss theologisch unterfüttert sein, wenn sie Bestand haben soll. Hohe Gedankenkultur ist darum unverzichtbar. Man muß sich in der Theologie zu Hause fühlen und ihr ständig die gedankliche Ungeheuerlichkeit der christlichen Botschaft abzurufen versuchen. In der theologischen Gedankenwelt liegt der Schlüssel für alle übrige Bildung. Man muss ein umfassend gebildeter Mensch sein, wenn man als Theologe in der Öffentlichkeit bestehen will. Auskunftsfähigkeit ist verlangt, und die fließt einem erst im Laufe des Lebens zu. Das akademische Studium liefert nur den Anstoß. Es ist für den Studenten zwangsläufig eine Überforderung und verlangt danach, geduldig und beständig anverwandelt zu werden.¹²

Für diesen Anspruch bedarf es günstiger Voraussetzungen. Wer eine Berufungsgeschichte in Treue bestehen will, muss Herr im Hause seiner Gedanken bleiben. Seine Innenwelt muss so beschaffen sein, dass er sich in ihr wohlfühlt. Was lässt man an sich heran- und in sich hineinkommen? Richtet man schützende Schranken und Filter auf, wenn man sich in Welten von Gegenwind und Trivialität bewegt? Übt man kluge und weitsichtige Vorsehung, wenn zersetzende oder vergiftende Gedanken unwillentlich auftauchen, wenn bohrende Zweifel an der Wahrheit der Lebenswahl überwertig zu werden drohen? Es ist eine Lebensweisheit: Das Denken steuert von langer Hand das Tun und lenkt es in zubereitete Bahnen. Es erwirkt Prädispositionen, die auf Grund ihrer Dynamik nach Bestätigung verlangen. Sorge für die Zukunft beginnt im gegenwärtigen Denken.¹³

Gedankenkultur lebt von kongenialer theologischer Lesekultur: Man trägt den Schatz seiner Berufung in irdenen Gefäßen. Er darf nicht unmerklich verdunsten und ausbluten. Darum muss Neues zugeführt werden, denn aus eigenen Quellen allein kann niemand auf Dauer leben. Oftmals wird es bei einem Überblickswissen bleiben. Wer besitzt schon Zeit und Kraft, sich gleichgewichtig auf dem Laufenden zu halten! Schwerpunkte zu setzen ist der Preis für Nachhaltigkeit, und dazu bedarf es der Selektionskompetenz. Aber sie sollten doch Leidenschaft für die Theologie als ganze am Leben erhalten. *Non multa sed multum*, so könnte die Devise lauten. An der Intensität und Konstanz des Lesens kann man den wahrhaft Gebildeten erkennen. Das gilt auch für profane Literatur. Im hohen Anspruch der Auswahl zeigt sich der Selbstanspruch des Lesers. Dieser ist es zu guten Teilen, der in einer prinzipiell skeptischen Bildungsgesellschaft überleben hilft und dem Glauben eine Tür offen hält. Im übrigen sollte nicht verkannt werden, dass der Lesende sich sein charakteristisches Umfeld schafft: Lesekultur erwirkt Lebenskultur. Nicht zuletzt in ihr liegt ein Schutz. Wer einschneidende Verzichte leistet, darf nicht in Niveaulosigkeit aller Art versinken, es wäre das Ende.¹⁴

Wer zu lesen versteht, erwirbt sich die Gabe wohltuender Kommunikation. Er bringt in jede Begegnung einen belebenden Überschuss ein. Er umgibt sich, wohl spontan, mit Menschen, die auf seinen Selbstanspruch ansprechbar sind, und schützt so das treue Durchstehen seiner Lebenswahl. Denn sie kann nicht gedeihen, wenn ihr das menschliche Umfeld fehlt. Beiderseitiger Anspruch muss vorhanden sein. Man ist darum gut beraten, die eigenen Kräfte nicht zu überschätzen. Scheitern verweist nicht zuletzt auf Selbstisolierung als ihren Grund.

Schluss

Jedem, der hohen und vielleicht unbedankten Einsatz wagt, steht das Schreckgespenst ungelebten Lebens vor Augen. Hat man an sich selbst vorbei gelebt? Dem aus der Faszination einer Berufung Lebenden sollte eine solche Frage unbekannt bleiben und unverständlich erscheinen. Aber möglicherweise ist er sich doch dieses oder jenes schuldig geblieben: Freude an den vielen schönen Dingen des Lebens, Gabe der Freundschaft und des Beschenktwerdens. Das sollte, wenn es einem in den Sinn kommt, frühzeitig genug zu denken geben. Vielleicht ist für heilsame Selbstkorrektur noch Zeit.¹⁵

Es gibt eine verständliche, desungeachtet falsche Pädagogik, die naheliegende Krisen, Belastungen und Versuchungen des Berufenen glaubt vorsorglich aussparen zu müssen. Das wird sich zu gegebener Zeit rächen. Zu Recht sind die Erwartungen an kirchliche Amtsträger hoch, dies zumal in

einer Zeit, die den Mut zum Profil vermissen lässt. Aber die humanen Voraussetzungen müssen auch vorhanden sein. Krisenfestigkeit und Lebenskunst stehen dem Berufenen gut an. Die Ecken und Kanten des Christentums sollten in einer auf Konsens bedachten Gesellschaft nicht untergepflegt werden. Wer in Treue zu seiner Berufung steht, trägt den Mut zum Widerspruch weiter.

ANMERKUNGEN

¹ Eine Aufarbeitung des theologischen Fragestandes in seiner gesellschaftlichen Einbettung bei Dieter ECKMANN, *Zweite Entscheidung. Das Zurückkommen auf eine Lebensentscheidung im Lebenslauf* (Erfurter Theologische Studien 84), Leipzig 2002.

² Einen Überblick liefert Josef RÖMELT, *Christliche Ethik im pluralistischen Kontext. Eine Diskussion der Methode ethischer Reflexion in der Theologie*, Münster (LIT) 2000, 10-13 und passim.

³ Die Frage der Konsensbildung ist über weite Strecken durch die Auseinandersetzung mit Jürgen HABERMAS bestimmt. – DERS., *Religion in der Öffentlichkeit. Kognitive Voraussetzungen für den «öffentlichen Vernunftgebrauch» religiöser und säkularer Bürger*, in: DERS., *Zwischen Naturalismus und Religion. Philosophische Aufsätze*, Frankfurt a.M. 2005, 119-154.

⁴ Eine Hinführung bei Ulrich FEESER-LICHTENFELD, *Berufung. Eine praktisch-theologische Studie zur Revitalisierung einer pastoralen Grunddimension*, Münster (LIT) 2005.

⁵ Wer wenn nicht der Berufene macht ernst mit der Einsicht, dass der Glaube eine Denkkübelung von einmaliger Exzellenz ist. Vgl. JOHANNES PAUL II., *Enz. Fides et Ratio* (1998), Nrn. 43 und 48. – Treue zur Berufung beginnt im Mut zum theologischen Denken.

⁶ Der theologisch Gebildete weiß sich in diesem Zusammenhang an die «coincidentia oppositorum» des Nikolaus von Kues erinnert, die man als Schlüssel für die Verfügbung von Gottes- und Weltbildung bezeichnen könnte.

⁷ Für den wahrhaft Gebildeten in der Theologie eröffnet sich eine Weise der Bildung über den eigenen Tellerrand hinaus. Theologie wird auskunftsfähig und somit auch gesellschaftsfähig. Dazu bedarf es nicht zuletzt einer Vertrautheit mit den Abstufungen lehrantlicher Autorität.

⁸ Anspruchsvolle Überlegungen zum anstehenden Thema finden sich u.a. bei Willi LAMBERT – Melanie WOLFERS (Hrsg.), *Dein Angesicht will ich suchen. Sinn und Gestalt christlichen Betens*, Freiburg i.Br. 2005.

⁹ Peter FONK, *Das Gewissen. Was es ist – wie es wirkt – wie weit es bindet*, Regensburg, 2004, 188-192 (Warum das Thema «Gewissen» in die Theologie gehört. Ein vorletztes Wort).

¹⁰ Wertvolle Denkhilfen bei Mirjam SCHAMBECK – Walter SCHAUPP (Hg.), *Lebensentscheidung – Projekt auf Zeit oder Bindung auf Dauer? Zu einer Frage des Ordenslebens heute*, Würzburg 2004 (hier vor allem die Beiträge von Walter Schaupp und Melanie Wolfers).

¹¹ Dieter ECKMANN, *Zweite Entscheidung* (s. Anm. 1), geht diesen Fragen nach. – Vgl. Klaus DEMMER, *Treue zwischen Faszination und Institution. Über das Gelingen und Scheitern von Lebensbindungen*, in: *Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie* 44 (1997) 18-43.

¹² Denkanstöße zum Verständnis des Theologiestudiums bereits bei Klaus DEMMER, *Zumutung aus dem Ewigen. Gedanken zum priesterlichen Zölibat*, Freiburg i.Br. 1991, 71-80; DERS., *Angewandte Theologie des Ethischen*, Freiburg i.Ue./Freiburg i.Br. 2003, 103-111.

¹³ Ordensleute müssten sich der Frage nach der Zeugniskraft des Rätelebens in öffentlicher wie altersspezifischer Hinsicht stellen. Das ist nicht nur ein Postulat denkerischer Proexistenz, sondern wohlverstandener Sorge für ein gelungenes Leben. – Anregungen finden sich bisweilen in den Zeitschriften «Ordenskorrespondenz» wie «Geist und Leben».



¹⁴ Belesenheit schenkt Sicherheit, sie ermöglicht Begegnung auf gleicher Augenhöhe und schafft so jene Basis des Vertrauens, ohne die Verkündigung gar nicht gelingen kann.

¹⁵ Die Belastbarkeit einer Berufungsgeschichte hängt nicht zuletzt an redlicher Gedankenarbeit, welche die seelischen Hintergründe ausleuchtet. – Klaus BAUMANN, *Das Unbewusste in der Freiheit. Ethische Handlungstheorie im interdisziplinären Gespräch* (Analecta Gregoriana 270) Rom 1996, 345-350 (Die Frage nach der Verantwortung für das Unbewusste in der Freiheit: Unterscheidung der Geister).

